Abonnementspreis
bei der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 424. **Freitag** den 19. August 1892. **86. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 19. August.

Die für den 1. September im Reichstagswahlkreise Herford-Halle an Stelle des verstorbenen Abgeordneten v. Kleist-Retzow bevorstehende **Ersatzwahl** gewinnt für das Verhältniß der Parteien eine Bedeutung, welche es nothwendig macht, der von freisinniger Seite beliebten Darstellung des Sachverhalts nach einmal entschieden entgegenzutreten. Im Jahre 1890 sind in dem Wahlkreise abgegeben 7599 conservative, 2191 socialdemokratische, 2168 nationalliberale, 1296 freisinnige Stimmen. Die Freisinnigen waren also weitaus die schwächste Partei. Und ebenso sind sie das bei allen früheren dortigen Wahlen gewesen. Trotzdem erheben sie jetzt den Anspruch, aus ihrer Mitte einen Candidaten für sämmtliche Liberalen aufzustellen, und sie begründen diesen Anspruch mit der Behauptung, daß lediglich ein freisinniger Candidat im Stande sein werde, in der Stichwahl alle „nichtconservativen", d. h. neben den nationalliberalen auch die socialdemokratischen Stimmen auf sich zu vereinigen. Pflicht der Nationalliberalen sei es also von vornherein, mit ganzer Kraft für den freisinnigen Candidaten einzutreten, um denselben mit den Conservativen in die Stichwahl zu bringen, während die Abgabe der nationalliberalen Stimmen auf einen besonderen Candidaten zur Folge haben werde, daß der Socialdemokrat in die Stichwahl komme. Diese Rechnung hat nur den doppelten Fehler, daß einmal bei der aus den oben angeführten Zahlen erhellenden bedeutenden Ueberlegenheit der Conservativen über alle übrigen Parteien die Wahrscheinlichkeit einer Stichwahl an sich gering ist, und daß, wenn sie wirklich erfolgte, das Eintreten der Socialdemokraten für den Candidaten der „bürgerlichen" Parteien zum Mindesten zweifelhaft sein würde. Wollte man ernstlich darauf ausgehen, den Wahlkreis Herford-Halle den Conservativen zu entreißen, so konnte das nur erreicht werden, wenn es gelang, die Conservativen zu spalten. Daß eine derartige Hoffnung nicht unberechtigt war, beweisen schon die Vorgänge in dem unmittelbar benachbarten Wahlkreise **Bielefeld**, wo bei der Wahl von 1890 die Spaltung unter den Conservativen so weit ging, daß der Candidat der Conservativen, Herr **von Hammerstein**, einem Ultramontanen das Feld räumen mußte. Ganz besonders der Eindruck der **Schulgesetzangelegenheit** aber durfte in der Erwartung bestärken, daß zahlreiche besonnene Männer sich von der bisher von ihnen unterstützten extrem-conservativen Richtung lossagen würden, wenn ihnen die Möglichkeit geboten würde, einem gemäßigten Manne ihre Stimme zu geben. Diese Erwägung legte den Nationalliberalen die Pflicht auf, einen Mann aus ihrer Mitte aufzustellen, wobei sie allerdings von der Zuversicht ausgingen, daß man auch auf freisinniger Seite dieser Erwägung um so bereitwilliger zugänglich sein würde, als die Nationalliberalen in dem Wahlkreise nicht allein immer die stärkste liberale Partei, sondern einmal in der Legislaturperiode 1874/77 auch im Besitze des Mandats gewesen waren. Wie uns versichert wird, ist auch die Stimmung unter den Freisinnigen des Wahlkreises der Verständigung mit den Nationalliberalen nicht ungünstig gewesen; die Berliner Parteileitung aber hat mit gewohntem Fractionsfanatismus die eigene freisinnige Candidatur angeordnet.

Die von der extrem-conservativen Presse Tag für Tag proclamirte **Politik auf Grundlage des Christenthums** — des Christenthums natürlich, das die Reactionairen meinen — ist dem Bankrott verfallen, noch ehe sie sich recht etablirt hat. Die Sonntagsruhe, wie sie in dem vom Reichstag geschaffenen Gesetz vorgeschrieben wird, ist von der clerikal-conservativen Mehrheit ausdrücklich als die Verwirklichung einer christlichen Forderung eingeführt worden. Die Reichstagsvorlage ging viel weniger weit, Verschärfungen wurden aus religiösen Beweggründen von den genannten Parteien ins Gesetz gebracht. Nach unserer Meinung ist das Gesetz auch in seiner jetzigen Gestalt im Großen und Ganzen erträglich, von seinen „christlichen" Urhebern wird es aber bereits preisgegeben. Der conservative Candidat für Sagan-Sprottau, Herr v. **Klitzing**, hat, jedenfalls im Einverständniß auch mit den Rechtsconservativen des Wahlkreises, von dem Gesetze in einer Weise gesprochen, die Jedermann verächtlich nennen muß, die den frommen Urhebern aber eigentlich blasphemisch erscheinen müßte. Das Gesetz meint er, habe Gott in seinem Zorn geschaffen. Fromme Menschen und Kirchgänger wolle der Staat erziehen und Sonntagsbummler bekomme er. Das Gesetz belästige die Landleute und schädige die Geschäftsleute. Es tauge keinen Schuß Pulver. Wenn ein nationalliberaler „Atheist" das gesagt hätte, wie würde die „Kreuzztg." ob solcher materialistischen Verderbtheit ihre Augen verdreht haben. Herr v. Klitzing aber ist nicht nur der Candidat der Helldorff'schen „Sünder mit Wort und Feder", er ist der uneigene Candidat der „Kreuzztg.". Als er sich anfänglich weigerte, die Candidatur anzunehmen, beschwor ihn dieses Blatt mit aufgehobenen Händen, die gute christlich-conservative Sache nicht im Stiche zu lassen. Seine Ketzereien über die Sonntagsruhe werden also auch im rechtsconservativen Lager nicht als Ketzereien angesehen werden und damit verdammen die Herren, die das Christenthum unablässig im Munde führen, selbst den ersten Versuch, den Staat zu verchristlichen. Wir unsererseits sind allerdings der Meinung, daß die gesetzliche Sonntagsruhe eine überwiegend **sociale** Einrichtung ist und halten deßhalb ihre Beibehaltung für möglich. Nicht **sie** ist ad absurdum geführt, sondern die christlich-conservative Heuchelei. Ein gleich crasser Widerspruch zwischen Worten und Ueberzeugungen tritt auch in den Bemerkungen des Herrn von Klitzing über die Invaliditätsversicherung zu Tage. Noch ganz vor Kurzem hat die „Kreuzzeitung" die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 für ihre specifische christliche Staatsauffassung und gewissermaßen als das Werk der Stöcker und Hammerstein reclamirt, und jetzt bricht einer der Ihrigen den Stab über das weittragendste der durch jene Botschaft angekündigten Gesetze. An der „Kreuzztg." ist es nun, entweder Herrn von Klitzing oder sich selbst zu desavouiren.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß in neuester Zeit die **Beziehungen** zwischen dem **Vatican** und der **österreichisch-ungarischen Regierung** eine merkliche **Trübung** erfahren haben. Angesichts der mannigfachen Erörterungen, welche sich an diese Thatsache geknüpft haben, nahm ein mit den vaticanischen Kreisen in Fühlung stehender Correspondent der „Politischen Correspondenz" Anlaß, einen hochstehenden kirchlichen Würdenträger, welcher über die gesammte Politik der Curie vollständig unterrichtet ist, um einige Aufklärungen über diesen Gegenstand zu ersuchen. Die Aeußerungen des betreffenden Prälaten sind im Nachstehenden treu wiedergegeben: Die Behauptung mehrerer Wiener Blätter — führte er aus — daß die Haltung des heil. Stuhles im Hinblick auf die in Oesterreich-Ungarn schwebenden kirchenpolitischen Fragen das Gepräge übertrieben üblen Willens trage, sei absolut unzutreffend und ungerecht. Der Vatican sei vielmehr von dem warmen Wunsche beseelt, den Beziehungen, welche ihn bislang mit Oesterreich-Ungarn verknüpften, auch weiterhin ihren freundschaftlichen Charakter bewahrt zu sehen. Die Darstellungen mehrerer Wiener und römischer Blätter, welche von einer zwischen dem Vatican und Oesterreich-Ungarn eingetretenen Spannung und von einer Erkaltung ihrer Beziehungen sprachen, sind beträchtlich übertrieben. Diese Behauptung, sagte der Prälat, bilde vielmehr den Ausdruck eines in manchen Kreisen bestehenden Wunsches als die Feststellung einer Thatsache. Nach dem Hinweis Ihres Correspondenten auf die Aeußerung eines Wiener Blattes, daß der Vatican Oesterreich-Ungarn wegen dessen **Zugehörigkeit zum Dreibunde** unfreundlich gesinnt sei, bemerkte der Prälat Folgendes: „Es ist allerdings richtig, daß der Vatican die Gewährleistung, welche der Dreibund Italien in Bezug auf den Besitz von Rom bietet, nicht mit freundlichem Auge ansehen kann. Diese Thatsache ist es eben, welche den Vatican verhindert, dieser Allianz gegenüber eine absolut unparteiische (désintéressée) Stellung einzunehmen, da der Dreibund ein Hinderniß für eine der Billigkeit entsprechende Regelung der Papstfrage bildet. Nichtsdestoweniger ist es aber eine durchaus falsche Behauptung, daß der Vatican irgendwelche, sei es wie auch immer geartete feindselige Umtriebe gegen den Dreibund unternehme. Das ist geradezu eine Verleumdung, und wenn in der deutschen Presse wiederholt von dem Bestande einer Art „französisch-russisch-vaticanischer Allianz" gesprochen wurde, so war dieser Einfall nichts Anderes als ein polemischer Kunstgriff. Der Vatican ist durch die Kraft der Dinge selbst dazu gebracht worden, der kirchlichen Frage in Frankreich eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zuzuwenden und den französischen Katholiken für ihre Haltung gegenüber dem Staate die bekannten Weisungen zu ertheilen. Wenn Manche aus diesen Thatsachen den Schluß ziehen, daß der Vatican sich durch dieses Vorgehen mit der Politik Frankreichs enger verknüpft habe, so befinden sie sich in einem argen Irrthume. Die Mächte des Dreibundes können dem Papste daraus, daß er in Frankreich die Politik der Aussöhnung zwischen Kirche und Staat befolgt, ebensowenig einen Vorwurf machen, wie etwa Frankreich seinerzeit berechtigt gewesen wäre, es dem Papste als ein Unrecht anzurechnen, daß er vor einigen Jahren auf die Herstellung des religiösen Friedens in Deutschland und auf die Beendigung des Culturkampfes hinarbeitete. Der Papst ist gegenwärtig einfach bemüht, in Frankreich durch andere Mittel dieselben Erfolge zu erreichen, welche er früher in Preußen erzielt hat. Einzig und allein in diesem Sinne ist die angeblich „französische Politik" des Vaticans aufzufassen."

Nach vorliegenden Nachrichten hat die bulgarische Regierung **neue Documente** über die **russischen Umtriebe in Bulgarien** entdeckt. Der ehemalige Dragoman Jacobson hatte Stambulow auch den Chiffrenschlüssel zur Entzifferung der chiffrirten Telegramme an die russische Regierung ausgeliefert. In der letzten Zeit fand man nun im Telegraphenamte Rustschuk die Originale der vor Jahren daselbst an die russische Regierung aufgegebenen chiffrirten Telegramme. Dieselben wurden mit Hilfe des Schlüssels entziffert und boten sehr interessante Aufschlüsse. Im Jahre 1885 fragte die russische Regierung bei den russischen Officieren in Bulgarien an, welchen Eindruck ihre Abberufung auf die bulgarische Armee machen würde. Die Officiere antworteten telegraphisch, die Armee würde auseinander laufen. Nach der Entfernung des Generals **Kaulbars** aus Bulgarien fragte die russische Regierung bei ihren Consuln an, was man in Bulgarien zu ihrer Abberufung sagen würde. Einige antworteten, das Volk würde sie nicht fortlassen; Andere telegraphirten, man werde die Machthaber davonjagen, um den Zaren zu versöhnen. Aus den russischen Telegrammen geht ferner hervor, daß die russische Regierung beabsichtigte, zur Zeit der Ermordung Beltschew's mit Hilfe russischen Geldes einen Umsturz in Bulgarien herbeizuführen. Man kenne alle Theilnehmer dieses Planes und beobachte sie scharf, um sie bei der ersten Gelegenheit zu verhaften, da man glaube, daß Rußland diesen Plan noch nicht aufgegeben habe. Stambulow soll in seiner Audienz beim Sultan diesem die Originale der russischen Documente vorgelegt haben. Es ist begreiflich, daß die Thätigkeit der bulgarischen geheimen Polizei in Betreff der **Sicherstellung der Person Stambulow's** gegen meuchelmörderische Anschläge eine sehr umfassende ist. Sie hat ihre Agenten in allen Kreisen und weiß, was vorgeht. Es ist also zu erwarten, daß bei dem geringsten Anzeichen neuer Anschläge die Regierung nicht zaudern werde, nach Beschaffung des Beweismaterials schnell und abermals mit unbeugsamer Strenge vorzugehen. Von früheren Anschlägen weiß man, daß eines Tages sieben gedungene Mörder den Fürsten und Stambulow in dem Stadttheile Uetschbunar bei Sofia erwarteten; nur eine geringe Verspätung und der Eintritt der Dunkelheit ließen wahrscheinlich den Anschlag mißglücken. Daraufhin wurde beschlossen, intelligentere Leute für die Aufsicht zu verwenden. Der frühere Polizei-Präfect der Hauptstadt, Radeslawow, war zu vertrauensselig, er hatte einige gute Maßregeln getroffen, doch wurde er schließlich getäuscht. Die Organisation der hauptstädtischen Polizei ist nun unter Lukanow eine ganz andere und wirksamere geworden. Stambulow hat volles Vertrauen in diesen umsichtigen und thätigen Beamten. Eine Vorsichtsmaßregel, welche ganz am Platze ist, wird mit solchem Geschick angewendet, daß sich täglich Ueberraschungen ergeben: die Ausstreuung falscher Nachrichten über die Reisepläne des fürstlichen Stellvertreters. Stambulow soll im Wagen nach Varna reisen, die Gendarmen sind bereit, vor dem Hause wendet der Wagen, die Reise geht an den Hafen, und auf dem „Sultan" geht die Reise nach Baltschik zur Jagd. Die Hunde sind auch dabei. Die Jagd soll drei Tage dauern. Wehe dem, der den Minister in Baltschik aufsuchen will. Nach einer stundigen Fahrt von 40 Kilometern findet er in Baltschik Niemanden mehr vor. Der Minister ist bereits auf dem Wege über Dobritsch nach Varna.

Wie die „St. James Gazette" mitzutheilen in der Lage ist, hielt **Lord Rosebery** seine Weigerung, in das Ministerium Gladstone einzutreten, bis zum letzten Augenblick aufrecht und zwar hauptsächlich wegen des dringenden Abrathens seiner Aerzte. Erst die Vorstellung, daß eine anderweite Besetzung des Staatssecretariats der Auswärtigen Angelegenheiten nicht nur das Interesse der liberalen Partei, sondern auch des britischen Reiches in bedenklichster Weise schädigen würde, brachte eine Aenderung seines Entschlusses zuwege. Dennoch zweifelt die „St. James Gazette", ob Lord Rosebery's Cabinetsmitgliedschaft von Dauer sein werde. In den aristokratischen Clubs von London erzählt man sich ein merkwürdiges Wort des Lords **Salisbury**. Als Kaiser Wilhelm ihn fragte, was er von der Zukunft denke, habe Salisbury dem Kaiser geantwortet: „Ich glaube, Majestät, daß wir nach 6 Monaten wieder Herren der Situation sein werden." Das Cabinet Gladstone werde nur ein vorübergehendes sein. Es soll dies übrigens auch die Meinung der Königin sein, die, um ihrer Sympathie für Salisbury Ausdruck zu geben, das Portrait des bisherigen englischen Ministers in der Galerie der berühmten Staatsmänner von Großbritannien aufhängen ließ. — Alle ernsten Männer sind erfreut über **Labouchere's** Ausschluß von jedem Posten. Labouchere wurde nicht eingeladen. Er erklärte bekanntlich, er werde sofort bei Beginn der nächsten Session den Antrag auf die Räumung Egyptens erneuern, welchem vor zwei Jahren alle radicalen jetzigen Regierungsmitglieder zustimmten. Der radicalste Flügel der Majorität ist sehr verstimmt über den Ausschluß der fortgeschrittensten Liberalen. Sie hielten eine Sitzung, um zu beschließen, daß die fortschrittlichen Vorlagen für England gleichzeitig mit der irischen Home-Rule-Vorlage eingebracht und debattirt werden müssen. Labouchere zeigte den Pferdefuß zu voreilig, indem er jetzt schon die bitterste Animosität gegen Gladstone's Ernennungen ausspreche. Gladstone ist persönlich viel zu anständig und ein zu conservativer englischer Gentleman, um einem solchen, an Allem nörgelnden cynischen Mephisto eine Stellung anzubieten. Labouchere schäumt aber im Innern vor Wuth über diese Zurücksetzung. Derartig ist der Mann beschaffen, welcher Lord Rosebery's auswärtiger Politik Opposition machen will.

Die schlimmen Nachrichten vom **Congo** finden bei Kennern der afrikanischen Zustände **keineswegs unbedingten Glauben**. Es ist ja auch richtig, wie manches Mal sind Hiobsposten aus dem schwarzen Erdtheil eingetroffen, welche sich hinterdrein als vollständig erfunden herausstellten. Es sei hier nur an die Falschmeldungen betreffs der Engländer Barthelet und Jamesen, sowie unseres Landsmanns

---

Feuilleton.

Schloß Fénétrange.

Ein Roman aus den Vogesen.

Von O. Elster.

16] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Sehr liebenswürdig."

„Ich bin wirklich in der tödtlichsten Verlegenheit, was ich thun soll. Ich kann doch diesem Herrn de Fénétrange meine Tochter nicht in die Arme werfen ... ich weiß ja nicht einmal, wie der Herr über meine Gisela denkt ... 's ist eine dumme Geschichte! Gisela soll sich den Gedanken aus dem Kopfe schlagen, es ist ja doch Unsinn, einen Franzosen zu heirathen! Noch dazu einen alten französischen Officier."

„Wie ich Ihr Fräulein Tochter beurtheile, ist es weniger der Gedanke an eine Verbindung mit Herrn de Fénétrange, der sie abhält, meine Werbung anzunehmen, als die mangelnde Liebe zu mir."

„Ach ja, das ist ja doch dasselbe!"

„Wie ich zufällig erfahren habe, werden die Herren de Fénétrange dieser Tage Finstingen verlassen."

„In der That? — Das ist mir sehr angenehm! Dann wird wohl auch Gisela ihre alberne Grille vergessen."

„Sie haben doch selbst die Herren in Ihr Haus gezogen?"

„Ja, allerdings — ich erzählte Ihnen ja die Geschichte mit den Zigeunern, und dann der Zufall, daß der junge Baron meinem Sohne in der letzten Stunde seines Lebens einen Liebesdienst erweisen konnte, war Schuld daran."

„Die Zigeunergeschichte?"

Kurt horchte aufmerksam auf; der Baron stand also doch mit den Zigeunern in Verbindung?

„Wie war die Geschichte, ich erinnere mich nicht . . ."

„Sehr einfach! Die Zigeunerbande umringte meine Tochter auf einem Spazierritt und bettelte sie in unverschämter Weise an, als Herr de Fénétrange dazwischen trat und das Gesindel zerstreute."

„Und die Leute gingen bereitwillig?"

„Oh, nach der Erzählung meiner Tochter schien der Baron eine geachtete Stellung bei den Zigeunern einzunehmen. Sie gehorchten seinem Wort sofort und riefen ihm jubelnd zu."

„Merkwürdig, in der That merkwürdig!"

„Was ist merkwürdig, bester Herr Lieutenant?"

Erstaunt schaute Herr Markwardt zu, wie Kurt mit langen Schritten nachdenklichen Angesichtes im Zimmer auf- und abging. Plötzlich blieb Kurt vor Herrn Markwardt stehen.

„Herr Markwardt", sagte er in ernstem Ton, „sollte vielleicht der Fall eintreten, daß Herr de Fénétrange vor seiner Abreise sich Ihnen oder Ihrem Fräulein Tochter noch einmal zu nähern suchte, so bitte ich Sie, sehr vorsichtig zu sein, ich meine, keine Versprechungen zu geben."

„Aber, Herr Lieutenant!"

„Ich spreche in vollem Ernst, Herr Markwardt, und nicht etwa nur deshalb, weil ich Fräulein Gisela liebe und selbst erringen möchte. Ich will Sie und vor Allem Fräulein Gisela nur vor einer peinlichen und schmerzlichen Enttäuschung bewahren, die vielleicht eintreten könnte, wenn Sie Herrn de Fénétrange zu großes Vertrauen schenkten."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich glaube es wohl, aber ich darf nicht mehr sagen. Die nächsten Tage werden Ihnen die Aufklärung bringen. Da kehrt einer der Gendarmen zurück. Ich bitte, mich zu entschuldigen."

Kopfschüttelnd entfernte sich Herr Markwardt.

* * *

Der Bericht des Gendarmen versetzte Lieutenant von Usedom in eine neue Verlegenheit. Der alte Joseph und seine Enkelin waren nicht zu finden. „Sie müssen über die Grenze gezogen sein, Herr Lieutenant", berichtete der Gendarmerie-Wachtmeister, „denn heute früh ist fast das halbe Dorf aufgebrochen, mit Wagen und Pferden, Kind und Kegel. Der alte Förster Jeance hat sie vorüberziehen sehen; nach seiner Meinung hätten die Zigeuner den Weg zur Grenzsteine genommen; er sei über den frühen Aufbruch der Zigeunergesellschaft erstaunt gewesen, denn gewöhnlich träten die Zigeuner erst im Frühjahr ihre Wanderungen an. Noch erstaunter aber sei er gewesen, als er den alten Fiedler, den Zigeuner-Joseph, unter der Gesellschaft bemerkt habe, der bereits seit zehn Jahren die Wanderungen seines Stammes nicht mehr mitgemacht hat. Er, der Förster, habe sofort vermuthet, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse."

„Haben Sie denn im Zigeunerdorf selbst keine Nachfrage gehalten?"

„Gewiß, Herr Lieutenant. Aber Niemand wußte etwas von der Marianne, die schon seit Wochen verschwunden sei, und über den alten Joseph mit seiner Gesellschaft berichtete man uns ebenfalls so gut wie nichts. Der alte Joseph sei mit seiner Verwandtschaft nach dem Süden von Frankreich und Spanien gezogen, weiter wisse man nichts. Die Leute schienen in der That weiter nichts zu wissen; die Zurückgebliebenen waren indessen zumeist nur alte Männer, Frauen und Kinder; die jungen Leute waren mit dem Joseph davongezogen."

„Eine dumme Geschichte!" brummte Lieutenant von Usedom in den langen Bart. „Was fangen wir nun an, Wachtmeister?"

Kurt von Usedom war augenscheinlich kein starkes Polizeitalent. Als Criminalist hätte er wahrscheinlich keine große Carrière gemacht.

„Vorläufig, Herr Lieutenant, ist nichts weiter zu machen, als die Meldungen der anderen Patrouillen abzuwarten, nach denen dann neue Maßregeln zu treffen wären."

„Ja, das wird das Beste sein. Vielleicht fangen die Patrouillen doch noch diesen oder jenen von den Strolchen. Das ist ja eine ganz verfluchte Geschichte! Na, Polizist möchte ich auch nicht sein — das soll das erste und letzte Mal gewesen sein."

Mißmuthig entließ Kurt den Wachtmeister. Der Besuch des Herrn Markwardt hatte seine Gedanken auf den Herrn von Fénétrange gelenkt; nochmals überlegte er alle Verdachtsmomente, die gegen Monsieur de Fénétrange vorlagen, und kam immer mehr zu dem Schluß, daß der Capitain mit den geheimnißvollen Vorgängen in irgend einer Verbindung stehen müsse. Ob diese Verbindung, wie der Oberjäger Schröder meinte, eine verbrecherische oder ungesetzliche war, oder ob sie sich auf einen Zufall beschränkte, darüber vermochte sich Kurt keine Rechenschaft zu geben.

Nach und nach trafen die Meldungen anderer Patrouillen ein, die indessen noch nichts berichten konnten. Nur Gendarm Fuchs meldete, daß er jenseits der Grenze einen Trupp Zigeuner gesehen habe, die er für die Gesellschaft des alten Joseph gehalten. Von der Zigeuner-Marianne war nirgends eine Spur zu entdecken.

„Schicken Sie mir den Oberjäger Schröder", befahl ärgerlich Lieutenant von Usedom, der jetzt zu einem festen Entschluß gekommen war.

Karl Schröder trat ein.

„Herr Lieutenant haben befohlen?"

„Schröder, Sie sind der Einzige, der mir verständige Meldung gebracht hat", sagte Kurt. „Die anderen laufen in der Welt mit verschlossenen Augen umher. Sie sollen mir jetzt rathen. Sie wissen, daß die Patrouillen nichts ausgerichtet haben, und daß der alte Zigeuner, ebenso auch wahrscheinlich die Zigeunerdirne, über die Grenze gegangen ist."

„Das letztere glaub' ich nicht, Herr Lieutenant. Jetzt kann ich mir die Scene unter der Grenzeiche sehr wohl erklären; der Alte hat von seiner Enkelin Abschied genommen, nachdem er vergeblich versucht hat, sie zu überreden, ihn zu begleiten. Als ich das Mädchen verfolgt habe, floh es auch nicht der Grenze zu, sondern tiefer in das Gebirge hinein."

„Und was schließen Sie daraus?"

„Daß das Mädchen einen Grund hat, hier zu bleiben, Herr Lieutenant, und dieser Grund ist im Thurm von Fénétrange zu erfahren."

„Sie denken noch immer an die Mitschuld des Herrn von Fénétrange?"

„Ja, Herr Lieutenant, mehr denn je. Herr von Fénétrange will diese Nacht schon abreisen, wie ich noch erfahren habe; weshalb diese schnelle Abreise gleichzeitig mit den Zigeunern, die notorisch in den schlimmen Handel verwickelt sind, wenn Herr de Fénétrange sich hier nicht unsicher fühlte? Und noch eins, Herr Lieutenant, was ich vergessen habe, zu erzählen. Ich habe, als ich mit Unterofficier Berger noch auf der Dachsburg lag — es war zur Zeit des Drosselfanges — Herrn von Fénétrange mit dem Unterofficier und der Marianne zusammen gesehen. Zufällig streifte ich die

SLUB
Wir führen Wissen.